Es geht einige Wochen so. Sie warten alle auf den großen Knall. Sie sind gleichsam wie Zuschauer im Theater, die genau wissen, daß im letzten Akt ein Schuß fallen muß. Mag der zweite Akt auch noch so herrlich und prunkend wirken — einmal fällt der Schuß, kommt das Ende mit Schrecken!

Sie warten lange — und bekommen allmählich lange Gesichter. Die Jungen unter ihnen horchen schon verwundert auf: „Oho, noch ist es nicht zu spät! Was der kann — —" Der Neue aber setzt sich über alle Schwierigkeiten hinweg und arbeitet sich durch. Er steht — und das müssen alle zugeben: er ist in Ordnung!

Eines Tages aber wird er plötzlich krank. Der Chef läßt darauf den Thomas zu sich rufen. Der zeigt sich höchst unwillig darüber. „Jetzt soll ich den Notstopfen spielen. Er kann mich mal!" Nachher tut er es aber doch. Ich weiß nicht warum. Vielleicht lag das so in seiner gutmütigen Art. Wir bekommen es aber bald heraus: es liegt dem Thomas nicht. Er ist wohl ein überaus tüchtiger Arbeiter an seinem Prüfstand, jetzt aber, wo so vieles auf ihn eindringt, so vieles zu ordnen, einzuteilen und zu regulieren ist, schlägt ihm das alles über dem Kopf zusammen.

Wir machen ihm alles so leicht wie nur möglich. Er soll den Jungen ausstechen, das wollen wir. Der Thomas aber weiß bald nicht mehr aus noch ein. Er ist doch wohl schon zu alt, um noch einmal umzulernen. „Donnerkeil!" sagt er einmal. „Wenn er doch erst wieder da wäre."

Eines Tages kommt der Neue auf einen Sprung herein. Er ist zwar noch krank, hatte aber schon Ausgang. „Ich muß doch mal sehen, wie der Thomas fertig wird", sagt er.

Einer spottet darauf gleich wieder: „Hast du Angst um deinen Posten. Der aber hört kaum hin. Er geht zu Thomas, und nun zeigt es sich, daß der Thomas viel von dem Jungen lernen kann. Nicht was die Arbeit selbst betrifft, aber was so zu einem Vorarbeiter gehört. Der Blick sozusagen für alles, auch für das, was nebensächlich erscheint.

Das macht es dem Thomas ein wenig leichter, wir merken es. Er ist auch nachher wieder gut Freund mit ihm. Und jetzt ist im Bau gar mancher, der sich die Sache ein wenig durch den Kopf gehen läßt und den Michael — so heißt er nämlich — mit anderen Augen ansieht. Denn der hat so wenig eine Hand im Kreuz wie wir. Er hat uns nur voraus, ein wenig gewecker und wendiger zu sein. Dabei ist er kein schlechter Kerl — kurzum, wir haben allen Grund, mit ihm zufrieden zu sein. Und damit schlägt die Stimmung mächtig um!

Bidon fünf!

Der Leuchtturm im Lande des Grauens. Von Ernst Hillebrand.

Das „dunkle" Afrika hat längst seine Schrecken und Gefahren für den weißen Mann verloren, verkünden uns immer wieder Forscher und Handelsreisende. Urwälder und Savannen, reißende Bestien, atemraubende Sklavenjagden, räuberische Stammesfürsten, Kriege und Gewalttaten, Fieber nach Gold, Graben nach versunkenen Städten — das alles ist nun seit geraumer Zeit wohl eingeordnet in das Gesamtbild eines sich im Geschwindmarsch zivilisierenden Erdteils. Es gibt keine weißen, unerforschten Stellen mehr auf der afrikanischen Landkarte. Die Ungewißheit der wirklichen Umrisse und Gefahrenzonen ist dahin, und doch bleibt noch so manches, was dem Weißen dieses Afrika nach wie vor rätselhaft und grauenvoll erscheinen läßt. Trotz moderner Autostraßen und bequemer Flugverbindungen, trotz bestorganisierter Reiseparthys von Cook und Company, trotz aller Luxushotels in der Wüste! Ist es die große Eintönigkeit der Landschaft, das „Singen" des im Sonneuglast flimmernden Sandes, wenn der Wind darüber harft, oder die Verlorenheit menschlicher Behausungen in dieser lähmenden Einöde?

Ein Name besagt hier im Grunde schon alles: Sahara! Gewiß, wir haben auch hier unterscheiden gelernt. Es ist nicht immer Wüste gleich Wüste. Die Syrtenländer, dieser „Stufenabfall" der Saharascholle zum Mittelmeer, gleichen nicht dem gebirgigen Innern und auch nicht der westlichen Wüste, die flach und öde bis zum Atlant verläuft. Just nun in diesem westlichen Teil mit seinen Dünenödeneien, hin und wieder von steinigen Flächen unterbrochen, wohnt heute noch das große Unbehagen. „Tanezruf" — „Land des Grauens" nennen erschauernd die Eingeborenen das Gebiet.

In diese Weltabgeschiedenheit ist vor nicht langer Zeit ein wenig Zivilisation hineingekommen. Man hat „Bidon fünf", einen 32 Meter hohen Leuchtturm hier aufgebaut. Mitten hinein in die Sahara, wo sie am ödesten und wüstesten erscheint. Es gibt im Umkreis von 500 Kilometern keine bewohnte Ortschaft, keine Oase, weder Baum noch Strauch. Nur Sand, graugelber Sand dehnt sich in endlose Fernen, wohin das Auge von der Leuchtturmspitze blickt. Und doch ist diese Wüsten-Einsiedelei ein verkehrsgeographisch wichtiger Punkt, sogar Flugstation, und zwar an der westlichsten der drei Luftrouten, welche die Sahara von Norden nach Süden überqueren. Man muß schon 500 Kilometer nordwärts fliegen bis nach Reggan und gar 550 Kilometer südwärts bis nach Goa, um die nächste Station zu erreichen.

Natürlich hat der Leuchtturm trotz seiner Jugend schon seine Geschichte. Er wurde aufgeführt, um das Andenken des französischen Generals Vuillemin zu ehren, der sich um die Entwicklung des Transsahara-Luftverkehrs besondere Verdienste erwarb. Und der Bidon fünf hat auch seine Daseinsberechtigung. Er dient den weißen „Nomaden" der Wüste, den Kraftfahrern, die sich bis in diese Einöde verlieren — was höchst selten sich ereignet — und den Fliegern zugleich als Orientierungssignal und als leuchtender Wegweiser, hat also eine praktische Aufgabe zu erfüllen, die der anderer Leuchttürme keineswegs nachsteht, mag auch sein „Meer", das er nächtlich taghell beleuchtet, nur die Wüste sein. Rund zehn Kilometer beträgt seine Leuchtweite. Man hat außerdem seine optischen Vorrichtungen so angelegt, daß er sein Licht nicht nur horizontal, sondern auch vertikal, gegen den Zenit ausstrahlt. Das ist besonders für die Flieger ein großer Vorteil, denen bisher jegliche Möglichkeit fehlte, sich über dem riesigen „Sandteller" nach markanten Punkten zurechtzufinden.

Wer bedient diesen Leuchtturm, hält seine riesigen Scheinwerfer in Ordnung, putzt die Lampen und Positionslaternen? — Ein alter Araber vom kriegerischen Stamme der „Blauen Männer". Der Mann hat sein Leben als Krieger und Kaufmann hinter sich. Jetzt kennt er nur den einen Wunsch, in der Abgeschiedenheit dieses sandigen Fleckchens Erde sein Dasein beschaulich zu beschließen.

Er ist beamteter Leuchtturmwächter der französischen Kolonialverwaltung und erhält für seinen Dienst ein Tagegeld in Höhe von acht ganzen Franken. Eine geradezu fürstliche Entlohnung für den greisen Wüstensohn, ein kleines Vermögen für einen Mann, der nicht mehr die geringsten Ansprüche an dieses Leben stellt! Diogenes kann nicht viel anspruchsloser und bescheidener in seiner Tonne gehockt haben als Bouadidis — so heißt der seltsame Leuchtturmwächter — in seinem alten, ausrangierten Eisenbahnwagen, der ihm als Unterkunft und Wohnsitz dient. Man wollte ihm eine Wellblechhütte hinsetzen, auch wohl eine massive Baracke, aber für „Wüstenbauten" schien der Alte keine Neigung zu haben. Als Abkömmling eines Nomadenstammes fühlt er sich in seinem Eisenbahnwagen am wohlsten.

Und in dieser Einöde lebt der Mann Tag für Tag, Woche um Woche, Jahr für Jahr, solange ihn Allah in diesem Einsiedlerdasein beläßt. Die Hitze und die Sandstürme, die Stille und die Einförmigkeit — sie schrecken ihn nicht. Er wird seinen Posten versehen, solange er atmet und solange ihm die Füße den Dienst nicht versagen.

Bouadidis war in seiner Jugend ein verwegener Reiter und Krieger, den nichts aus dem Sattel werfen konnte. So wird er auch hier nicht kapitulieren, wie es — einige Vorgänger taten. Denn bevor der Leuchtturm und der Alte hier ihren Einzug hielten, gab es seit dem Jahre 1930 eine kleine Tankstelle auf dem Fleckchen. Mit einem Vorrat von 20 000 Liter Brennstoff und 500 Liter Oel. Zwei Wärter betreuten ihn. Sie starben beide eines unnatürlichen Todes. Der eine verdurstete, der andere wurde wahnsinnig und halbtot vor Angst und Halluzinationen von einem verirrten Kraftfahrer aufgelesen und in ein Irrenhaus gebracht. Dort starb er bald danach. **Die Wüste hatte auch ihn besiegt**

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 37 | **14. Mai 1938** | **12. Jahrgang**



Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

19. Fortsetzung

Er war kein Fahrer, der durch jahrelange Routine jede Situation beherrschte. Er raste wie ein Besessener drauflos. Jagte den Wagen in die Kurven. Drückte den Bremshebel in der letzten zehntel Sekunde herunter, daß der Wagen ins Schleudern kam und oft nur fingerbreit vor einem jähen Abgrund stand. Und verlor doch nur Zeit, indem er den Gang wechseln oder neu anfahren mußte. Wollte die Zeit einholen, gab Vollgas den Berg hinunter; unten, knapp vor einer neuen Kurve, zog er Hand- und Fußbremse und das Spiel wiederholte sich von neuem.

In wilde Felsgalerien eingehauen, über jähe Schlünde und tiefe Bergtäler, in zahllosen Windungen und Krümmungen, serpentinenartig mit Spitz- und Haarnadelkurven, in schier senkrechter Steile ansteigend, dann wieder wie in unheimliche Tiefen abstürzend, zog sich die enge Gebirgsstraße dahin, den rasenden Fahrer oft nur durch einen Zentimeter Zwischenraum vor der Abgrundtiefe bewahrend, in der unten die Gletscherbäche tosten. Nur um Haaresbreite entging er oft den kantigen, überhängenden Felsvorsprüngen in dem granitenen Gestein, in dem die spitzen Kurven der Straße gemeißelt lagen.

Ein Bolzen am Handbremsgestänge schien gebrochen. Der Handbremshebel schlotterte neben Wolfgangs Knien scheppernd und kraftlos hin und her. Er hatte ihn häufig mitbenutzt, um die Wirkung der Fußbremse zu erhöhen. Der war nun außer Betrieb, also mußte er sich mit der Fußbremse begnügen. Mit zweitem Gang raste Wolfgang das Pardoi-Joch zweitausendzweihundertundvierzig Meter hinauf. Das Kühlwasser kochte. An einer kleinen Tankstelle hielt er an. Ließ den kochenden Motor ein paar Minuten verschnaufen. Tankte, füllte Oel nach und goß **dann rücksichtslos kaltes Wasser in den brodelnden Kühler.**

Weiter ging die wahnsinnige Fahrt. Er hatte auf die Karte gesehen. Vor Einbruch der Dunkelheit konnte er noch in Como sein. Wenn nur der Wagen standhielt! Er wollte über Bergamo—Mailand—Saromo fahren. Es war ein Umweg, aber hinter Bergamo kam er auf die fabelhafte Autostraße. Da konnte er den starken Wagen ausfahren. Den Umweg aufholen.

Er raste durch Bozen. Gab fast ohne Unterbrechung Signal. Aufgeregte Menschen flitzten zur Seite. Entsetzte Kutscher ließen ihr Gefährt stehen, angstvolle Eselstreiber bekreuzten sich und ließen ihre Tiere im Stich. Fast hätte er einen Schutzmann umgefahren, der sich vor seinem Wagen aufbauen und den Wahnsinnigen zum Halten bringen wollte.

Hinter Bozen jagte er noch schneller. Die Strecke war etwas freier. Doch schon begannen wieder Krümmungen, Windungen und Kurven. Die Bremsen wurden in den Kurven maßlos überanstrengt. Wie lange der Belag die Anstrengung wohl aushält!, dachte sich Wolfgang.

Nun stürmte er den Tonale-Paß. In neunzehnhundert Meter Höhe. Endlich war er oben. Eine endlose Spitzkurve. Jetzt lag die Straße ein längeres Stück in gerader Linie vor ihm. Er gab Vollgas, ging in den direkten Gang. Der Motor heulte auf. Die Tachometernadel stieg, stieg, stieg! Da! Eine scharfe Kurve! Er hatte sie zu spät gesehen, hatte das tote Flußbett, das geradeaus weiterlief, für die Straße gehalten. Eine optische Täuschung!

Mit aller Wucht warf er sich auf den Bremshebel. Trat ihn ganz durch. Der Hebel schlug bereits am Fußbrett an, aber der Wagen reagierte nicht. Ein brenzliger Geruch stieg ihm in diesem Augenblick in die Nase. Die Bremsbacken waren glühend geworden, die Bremsen versagten.

Wolfgang hörte noch ein Poltern, Krachen, Zischen.

*

Um dieselbe Zeit fuhr ein anderer Wagen auf derselben Strecke, die Wolfgang gefahren war, als verfolge er diesen, mit größter Geschwindigkeit über die Straßen des Pardoi-Jochs nach Bozen zu. Neben dem Chauffeur dieses Wagens saß Katja. Der Wagen hatte französische Kennzeichen. Im Fond vier Personen.

Der Führer des Wagens, ein Italiener, kannte die Dolomitenstraße, fuhr weich in die Kurven, wußte um die

Stellen, an denen rechtzeitig abzustoppen oder durch die Schwungkraft der Gangwechsel zu ersparen war, hatte die Straßenlage seines Gefährts in den Fingerspitzen, arbeitete wunderbar leicht und weich mit Kupplung und Leerlauf, so daß er einen größeren Durchschnitt erzielen konnte, als Wolfgang mit seinem unsinnigen Gerase

Katja blickte starr vor sich hin. Die rasche und sichere Fahrt des Italieners wirkte beruhigend auf sie. Vielleicht gelang es ihr, Como vor Wolfgang zu erreichen. Hinter jeder Straßenbiegung spähte sie angestrengt geradeaus, ob sie Wolfgangs Wagen nicht sehen konnte.

Allerdings mußte er einen bedeutenden Vorsprung haben. Als er schon fortgerast war, hatte sie ja lange Zeit wie leblos am Boden gekauert.

Dann war sie aufgesprungen. Sie mußte nach Como. Sofort! Es galt, ein entsetzliches Unglück zu verhüten. Auch sie dachte daran, zu telephonieren. Aber was hätte das genützt. Selbst wenn sie Ritrikoffs Adresse erfahren und ihn hätte warnen können? Ritrikoff war nicht der Mann, der vor Wolfgang geflohen wäre. Er würde Wolfgang ruhig erwarten und das Unglück mußte geschehen. Nein, sie mußte selbst nach Como. Sie war zum Wirt hinunter gestürzt. Es mußte sich doch für Geld und gute Worte ein Mietauto auftreiben lassen. Diese Italiener fuhren doch alle wie die Teufel; sie mußte Wolfgang überholen.

Der Wirt war an seiner Tankstelle vorn und gab Benzin aus. Nein, ein Mietauto sei im Augenblick nicht herzuschaffen, ob sie nicht mit dem Postauto ... Katja war verzweifelt! Da war ein Herr auf sie zugetreten. Es war der Besitzer des tankenden Wagens. Ein Franzose. Ob sie nicht mitfahren wolle. Sie führen über Mailand nach Turin und Nizza. Bis Mailand würde man sie gern mitnehmen. Von Mailand aus würde sie leicht einen Wagen bekommen, mischte sich der andere Franzose höflich ins Gespräch. Katja hatte rasch ein paar Sachen in ihre Handtasche geworfen, ihren Mantel genommen und war eingestiegen.

Die Franzosen, drei Herren und eine Dame, hatten ihrem Chauffeur zugewinkt, der deutschen Dame einmal zu zeigen, was der französische Wagen hergäbe, und der Chauffeur hatte sich das nicht zweimal sagen lassen.

Als der französische Wagen über den Tonale-Paß kam, raste er ebenfalls — wie kurz zuvor Wolfgangs Wagen — über die lange freie Strecke. Aber der italienische Chauffeur kannte die gefährliche Biegung, stoppte etwas ab und gab erst nach der Kurve wieder Vollgas. Katja sah immer angestrengt geradeaus.

Nur die hinten Sitzenden mokierten sich über einen Wagen, der in das schmale, trockene Flußbett gefahren schien, und den einige Leute mit einem Pferd als Vorspann wieder auf die Straße zurückzuschieben suchten.

*

Wolfgang hatte Glück gehabt. Das schmale, tote Flußbett, das ihn getäuscht hatte, war seine Rettung gewesen.

Schuttanhäufungen herabgeschwemmten Gesteins, eine Erdmoräne unterhalb des Gletschers, die sich hier ein Stück weit längs der Straße im Flußbett hinzog, hatten den Anprall aufgefangen.

Es war nichts passiert. Nur die beiden vorderen Pneus waren zerfetzt. Leute, die mit einem Gespann unterwegs waren, halfen seinem Wagen heraus. Er montierte seine beiden Ersatzreifen auf, befühlte die inzwischen abgekühlten Bremsbacken, entlohnte die Leute reichlich, warf sich in den Wagen und raste, mit dem Schweiß des ausgestandenen Schreckens und der großen Anstrengung auf der Stirn, mit glühenden, fanatischen Augen und mit erhöhter Geschwindigkeit davon. Kopfschüttelnd sahen ihm die Bauern nach.

Es begann leise zu regnen. Der offene französische Wagen schloß sein Verdeck, sonst hätte Wolfgang vielleicht Katja erkannt, als er bei der Einfahrt in Mailand kurz hinter dem französischen Wagen herfuhr. Dann war der Franzose abgebogen.

Wolfgang aber jagte den Corso Sempione in Mailand herunter und raste wenige Augenblicke später die Autostraße nach Como zu. Die herrliche Strecke war jetzt breit, eben und gerade. Die Tachometernadel stieg: hundertzehn, hundertfünfzehn, hundertzwanzig, hundertfünfundzwanzig, hundertdreißig, hundertzweiunddreißig, hundertfünfunddreißig – und jetzt hundertachtunddreißig! Ein handgroßer Stein konnte den starkmotorigen, aber leicht gebauten Wagen aus der Bahn schleudern. Doch Wolfgang traf in Como ein, ehe es dunkel geworden war.

Katja indessen lief in Mailand herum und suchte lange vergeblich ein Mietauto, das sie bis Como brächte. Die einen sagten, ihr Dienst sei für heute zu Ende. Die anderen meinten, sie dürften nur Stadtfahrten unternehmen, bis sie endlich eine Adresse erhielt. Sie rief an. Es meldete sich niemand. Endlich, endlich fand sie jemand, der sie in einer uralten Klapperbüchse nach Como fuhr und einein-halb Stunden für die nur siebenundvierzig Kilometer lange Strecke brauchte.

DREIZEHNTES KAPITEL

Etwa eine Viertelstunde später, nachdem Wolfgang in Como eingetroffen war, verließ er es wieder.

Er fuhr am selben Abend die Strecke zurück. Er fuhr langsam und bedächtig. Es eilte ihm nicht mehr. Tiefe und erleichterte Atemzüge durchzogen seine Brust.

Er hatte das Verdeck geschlossen, denn ein Gewitter war niedergegangen. Es donnerte, blitzte und regnete in Strömen. Ein tosender, heulender Sturm fegte über das Land.

Hinter Saromo begegnete er dem Wagen, in dem Katja saß. Vorsichtig fuhren sie aneinander vorbei.

In dem blendenden Licht der Scheinwerfer war es unmöglich, sich zu sehen.

Hinter Mailand heiterte sich der Himmel wieder auf. Bis seine Sternenpracht durchbrach und ein heller Mond die Straße vor Wolfgangs müden Augen beschien.

In den grauen Morgenstunden überwältigte ihn fast die Ermattung. Er fand einen breiten Straßenausbau, fuhr den Wagen ganz auf die Seite, legte den Mantel über sich, streckte sich aus, so gut es eben ging und schlief fest, traumlos und bleiern drei volle Stunden.

Erfrischt und gestärkt erwachte er, als die Sonne am Himmel stand. In einer Reparaturwerkstatt ließ er die Schäden an seinem Wagen ausbessern und die Reifen flicken. Indessen setzte er sich in eine Taverne, aß mit großem Appetit und trank einen Landwein. Er ließ sich Zeit. Dann machte er sich langsam und gemütlich auf die Weiterfahrt.

Als er spät am Abend zu Hause ankam und sein Zimmer betrat, erwarteten ihn dort zwei Herren. Ein jüngerer und ein älterer. Der Aeltere trat auf ihn zu und fragte ihn, ob er Wolfgang Wormann sei. Wolfgang bejahte.

„Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!" sagte der Aeltere.

*

In der Nacht war Katja in Como angekommen. Sie konnte nirgends mehr die Adresse von Ritrikoff erfahren. Sie ging zerschlagen und mutlos in eine Pension und übernachtete dort.

Am anderen Morgen in aller Frühe eilte sie auf das Polizeiamt, um dort nach Ritrikoffs Adresse zu fragen, die sie in der Fremdenliste nicht finden konnte.

Der Beamte sah sie groß an, als sie Ritrikoffs Adresse erbat. Ging ins Nebenzimmer, kam mit einem älteren Beamten wieder zurück.

Ob sie denn zu Ritrikoff wolle?, fragte der Beamte. Katja bejahte.

„Wer sind Sie denn?" Katja nannte ihren Namen. Die Beamten sahen sich an.

„Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!" sagte der Aeltere.

VIERZEHNTES KAPITEL

Dem jungen Untersuchungsrichter in Mailand war der Fall, den er zu leiten hatte, natürlich vollkommen klar. Er äußerte sich auch dem älteren Beamten gegenüber, der vor ihm saß und der das Ehepaar Wormann verhaftet hatte.

Nachdem dieser am frühen Morgen Frau Wormann in Como verhaftet und einem kurzen Verhör unterzogen hatte, war er sofort mit einem Beamten in die Dolomiten gefahren, in das kleine Tal, zu dem Hause, in dem Wormanns wohnten. Gegen Abend war er dort eingetroffen. Die Adresse hatte er von Frau Wormann erfahren, und überdies fand sich in dem Zimmer, in dem man Ritrikoff erschossen aufgefunden hatte, das Telegramm, worin die Berliner Privatdetektei die Ritrikoffsche Adresse mitgeteilt hatte.

Wormann hatte dieses zerknitterte Telegramm in Ritrikoffs Zimmer liegen lassen, oder während eines heftigen Kampfes, der dort — nach dem Zustand des Mordzimmers zu schließen — stattgefunden haben mußte, verloren. Und da dies auf den Namen Wormann lautete, mußte die Polizei die Dame, die sich Frau Wormann nannte und überdies nach Ritrikoff gefragt hatte, sofort verhaften. Es konnte sich ja um Beihilfe, Begünstigung, Anstiftung, zum mindesten aber um Mitwisserschaft an dem Mord handeln.

Als die Beamten in dem kleinen Dolomitental in Wolfgangs Wohnung angekommen waren, hatten sie gleich das Zimmer durchsucht, die Wirtsleute eingehend vernommen, und dann Wolfgang, der erst gegen Mitternacht langsam und ahnungslos angefahren kam, verhaftet.

Beide waren nun nach Mailand ins Untersuchungsgefängnis überführt worden.

*

„Diese Aussage hier ist ja sehr aufschlußreich", sagte der Untersuchungsrichter, ein Schriftstück in der Hand haltend.

„Ja", meinte der ältere Beamte, „daraufhin kann man Frau Wormann auf freien Fuß setzen. Es sollte mich ja auch Wunder genommen haben, wenn sie mit dem Mord zusammenhinge und trotzdem aufs Polizeihaus gelaufen kam und nach der Adresse des Ermordeten fragte, der in der Nacht zuvor bereits erschossen aufgefunden worden war."

(Fortsetzung folgt)

Die Hand im Kreuz

Werkerzählung von Oskar Bergien.

Unser Bau hat seine Gesetzmäßigkeit, die jedem, der hier seine Arbeit tut, in Fleisch und Blut gegangen ist. Jeder ist auch den alten und richtigen Weg gegangen, ehe er da stand, wo er heute steht: Vom Aschenjungen zum Ofenmann und weiter. Wenn sie noch vor dem Ofen standen, zeigten sich schon die besonderen Anlagen. Und danach wurde jeder eingesetzt: Härter, Maßprüfer und Härteprüfer. — O ja, unser Betrieb war trotz seines einseitigen Namens Feuerbetrieb recht vielseitig, und der Alte hatte schon ein Auge für Kerle und ein Geschick, den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen.

Wenn da einmal einer aus der Reihe tanzt, dann gibt's zumindest lange Gesichter und manch grobes Wort.

Manchmal mögen sie recht haben. Es ist wirklich kein Spaß: Man ist durch alle Prüfungen und Feuertaufen hindurchgegangen und steht nun endlich auf einem vernünftigen Arbeitsplatz, und dann geschieht es trotzdem, daß einem so ein Grünschnabel vor die Nase gesetzt wird! Der soll sich seine Sporen erst verdienen, wie wir es alle getan. Da mußte ich dem alten Thomas schon recht geben, wenn er sich das nicht so ohne weiteres gefallen ließ. Der würdige Fant, den sie ihm da vorgesetzt, war kaum ein Jahr im Bau. Er hat auch nie im Aschenloch gestanden und nie in der Glut der Oefen. Was dem Chef da nur eingefallen sein mochte? Zugegeben — der Junge war nicht übel! Wenn andere sich nach Feierabend auf den Sofas herumräkelten, wenn sie beim Biere saßen oder beim nachbarlichen Schwatz, dann hockte der Junge hinter Büchern. Dann rechnete er und schrieb oder besuchte die Abendkurse der DAF. Was zum Teufel aber hatte das mit unserem Werk zu tun? Deshalb brauchte der Chef ihn noch lange nicht alten, tüchtigen Kerlen vor die Nase zu setzen!

Es schwatzte sich auch bald herum im Bau: „Der Grünschnabel hat eine starke Hand im Kreuz! Irgendwo da oben sitzt einer, der ihm die Steine, daran wir uns stoßen, fein säuberlich aus dem Wege räumt!"

Versteht sich, der Junge hatte keinen leichten Stand! Wenn er einmal aus sich herausgehen wollte, um vielleicht dem einen oder anderen ein wenig näher zu kommen, trieben sie ihn immer wieder zurück. Mit einem solchen Sch ... kerl wollte niemand was gemein haben. — —

Der Thomas sah das ja nun alles ein wenig anders. Im Anfang hatte ihn die herzerfrischende, lebendige Art des Jungen erfrischt. An dem starken Wollen und der unermüdlichen Lebendigkeit wurde er selbst wieder jung und hatte nur den einen Wunsch, noch einmal wie jener von vorn anzufangen. Das war ja nun längst zu spät. Aber was an reifer Erfahrung und gutem starken Können in ihm wurzelte, das schenkte er nun dem Jungen, gleichsam wie eine reife Frucht. Und hatte seine helle Freude daran, wie der es aufnahm und in sich verarbeitete ...

Bis er dann das hämische Gerede der anderen nicht länger mehr überhören konnte. Sie ließen ihm nun auch keine Ruhe mehr und bearbeiteten ihn so lange, bis er eins mit ihnen war. Ja, ja, so einer ist das also: so ein Dreckiger, Hinterhältiger! — Und so wie Thomas sich erst an den Jungen gleichsam verschenkte, so haßte er ihn nun; haßte ihn wie einer, den sie um sein bißchen Sonne betrogen.

Der Junge stand dem zuerst fassungslos gegenüber. Einmal fragte er ihn: „Was hast du, Thomas? Wir sind doch immer gut ausgekommen miteinander." Der Alte lachte nur, kurz und spöttisch: „Du hast ja eine gute Hand im Kreuz — was brauchst du mich!" —

Eine Freude aber hatten sie alle miteinander. „Wenn der Junge eine Stufe höher geht — fällt er, muß er fallen! Was weiß er denn schon vom Werk? Was vom Material? Was von der Behandlung des Materials? Da nützt ihm auch die stärkste Hand im Kreuz nichts mehr: Wenn er Vorarbeiter wird, muß er was können!" So und ähnlich ging es um.

Oh, und unser Betrieb ist eine Hexenküche mit tausend Geheimnissen. Da werfen sie so einen Flansch in den Ofen — fein sauber steht er aus, abgedreht und blitzblank. Rotglühend kommt er wieder heraus — kommt in Oel-, Wasser-, Salz- oder Bleibäder, kurzum, wird eben gehärtet. Wie geht das? Wie ist das? Warum? Wozu? Ja, daran mußte der Neue sich den Hals brechen.

Es überrascht sie dann auch wirklich nicht, als es eines Tages wahr wird. Die Hand im Kreuz wird Vorarbeiter und damit auch Vorgesetzter des alten Thomas. Sie murren — aber es bleibt ja die heimliche Freude: Er fällt — muß fallen! Den Alten wurmt es tief. Dreißig Jahre steht er nun schon im Bau und gilt als einer der besten, zuverlässigsten Maßprüfer. Er hat zwar auch nie weitergedacht. Aber nun überkommt es ihn — neben dem andern — plötzlich wie Scham: Da hättest du bereits vor zwanzig Jahren stehen müssen! Und nun kommt so ein Grünschnabel und macht dir was vor. Das sagt er sich selbst, und das muß er von den anderen wohl hundertmal einstecken. Einer gibt ihm auch noch einen „guten" Rat dabei: „Mach's kurz — — spiel ihm einen Streich — dann ist's aus mit der Herrlichkeit!" Dafür ist der Alte jedoch zu anständig. Aber er will jetzt seine Kenntnisse für sich behalten. Der Junge ist ja trotz allem noch daran gewöhnt, in schwierigen Fällen ihn um Rat zu fragen. Nun aber wird Thomas ihm die kalte Schulter zeigen.